

(Nachdruck verboten.)

2] Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Mann.

Alle kannten das, jeder Mann war auf irgendeine Weise mit dabei gewesen in dieser überladenen Spannung — als Schiffsjunge, Heizer, Kapitän, Stoch — und nun wallte ihm etwas davon wieder im Blut auf. Nur die Bauern befanden sich außerhalb des Ganzen, sie schliefen, fuhren mit einem Ruck in die Höhe und gähnten hörbar.

Die Seeleute und die Bauern konnten sich nie so recht vertragen, sie waren ebenso verschieden, wie die Erde und das Meer. Aber heute sah man sich geradezu wütend an den Bauern und ihrer gleichgültigen Haltung. Der dicke Lotse war schon mehrmals mit ihnen in Streit geraten, weil sie ihm den Weg versperrten; und als sich einer von ihnen eine Blöße gab, fiel er sogleich über ihn her. Es war ein älterer Bauer, der erwachte, weil er mit dem Stopf vornüber fiel; er sah ungeduldig nach der Uhr und sagte:

„Na, das zieht sich ja heute reichlich in die Länge, der Kapten kann woll nich' in die Stalltür rein finden.“

„Er ist wohl unterwegs in einem Krug hocken geblieben,“ sagte der Lotse, vor Wut funkelnd.

„Ja, das mag ja sein!“ sagte der Bauer, ohne sich die Straßen des Meeres weiter klar zu machen. Die Zuhörer stimmten ein Hohngelächter an und ließen das Mißverständnis weiter über den Hafenplatz gehen. Man scharte sich um den Unglücksraben. „Wie viele Krugwirtschaften gibt es von hier bis nach Schweden hinüber?“ rief man.

„Ja, da draußen kann man ja leicht zu dem Rassen kommen, das ist das Unglück!“ fuhr der Lotse fort. „Sonst könnt' jeder Grüßesser ein Schiff führen. Man braucht ja man bloß gut nach rechts zu halten, um Hansens Hof herum, dann liegt die Landstraße gerade vor einem. Und 'ne ver-teufelte Landstraß'! Telegraphendrähte und Gräben und 'ne Reihe Pappeln an jeder Seit' — eben gründlich ausgebessert von der Gemeindeverwaltung. Die Grüße aus dem Bart, der Alten einen Schmaß und rauf auf die Kommandobrück'. Is' die Maschine geschmiert, Hans? Na ja, denn man los in Gottes Namen — lang' mir mal die Staatspeitsch' her!“ Er ahmte die Sprache der Bauern nach. „Hiit' Dich auch vor den Schenkmadams, Vater!“ fügte er mit pfeifender Frauenstimme hinzu. Ein gewaltiges Lachen folgte, es klang unheimlich infolge der gedrückten Unterstimmung.

Der Bauer sah ganz ruhig da und nahm den ganzen Schauer hin; er drückte nur den Kopf ein klein wenig. Als das Lachen im Begriff war, sich zu legen, zeigte er mit der Peitsche auf den Lotsen und sagte zu den Umherstehenden:

„Na, is das aber ein mordsmähiger Kopf, der da auf so'n Kind sitzt! Wen sein Vater bist Du, mein Jung?“ wandte er sich an den Lotsen.

Es lachten mehrere, und der dickhäufige Lotse bekam einen ganz roten Kopf vor Wut. Er griff in den Wagenkorb und rüttelte ihn, so daß der Bauer Mühe hatte, sitzen zu bleiben. „Du jammervoller Klütenpeorer, Du Schweinezüchter, Du Mißfahrer!“ brüllte er rasend. „Kommst Du hier her und willst erwachsene Leute duzen und sie Jung' nennen! Und noch dazu über Schiffahrt räsionieren, hä — so'n Dauspepel, der dich voll Schulden sitzt! — Ne, wenn Dich je die Luft an-komm'n sollt', Deine fettige Nachtmüt' vor anderen als vor dem Krüster zu Hau' abzunehmen, dann nimm sie vor dem Schiffsführer ab, der, bei so einem Rebel wie dies in' Hafen finden kann! Grüß man vielmals und sag', das hätt' ich gesagt.“ Er ließ den Wagen so jäh los, daß er nach der anderen Seite hinüberschlug.

„Ich muß sie woll man lieber vor Dir abnehmen, denn es scheint ja so, als wenn der andere uns heut' nich' finden kann,“ sagte der Bauer grinsend und strich die Pelzmütze vom Kopf, so daß ein großer, kahler Kopf sichtbar wurde.

„Ded man schnell den Kinderpopo zu oder, weiß Gott, ich verboh' ihn Dir!“ rief der Lotse, blind vor Wut, und wollte auf den Wagen hinaufkriechen.

Im selben Moment ertönte wie aus einem Telephon ein

fernes, schwaches Quietschen aus der Tiefe heraus: „Wir — hören — eine — Dampfpeise!“

Der Lotse sprang über die Mole hinüber und verfehlte im Vorbeispringen den Pferden des Bauern einen Schlag, so daß sie sich bäumten; Männer stellten sich klar bei den Festmachspollern und kamen in wilder Fahrt mit der Landungsbrücke herbeigeschurt; die Wagen, in denen hinten Stroh lag, als wenn sie Vieh holen wollten, fingen an zu fahren, obwohl sie nirgends hinfahren konnten, sie mahkten rund herum auf einem Fleck. Alles war in Bewegung. Vermieter mit roten Nasen und schlauen Augen kamen von oberher aus der Schifferkneipe gestürzt, wo sie sich warm gehalten hatten.

Und als habe eine mächtige Klaue plötzlich in die Bewegung eingegriffen, stand auf einmal alles wieder still, in angespanntem Lauschen — ein in der Ferne verschwindendes Brüllen einer Dampfpeise klagte neugeboren irgendwo weit weg. Man schlich in Haufen zusammen, stand in versteinertem Lauschen und sandte den unruhigen Fuhrwerken böse Blicke zu; war es Wirklichkeit, oder war es nur die Ausgeburt von den heftigen Wünschen so vieler? — vielleicht Vorbedeutung für jedermann, daß das Schiff jetzt unterging? Das Meer schied immer Votschaft von seinen bösen Laten; die Hinterbliebenen hören eine Luße knarren, wenn der Versorger davongeht, oder es wird dreimal an die Fenster geklopft, die nach der See hinausliegen, — es gibt so viele Art und Weisen.

Aber dann erklang es wieder, und diesmal lief der Laut in feinen Tonrillen über das Wasser, dasselbe zitternde Halbpeisen, wie wenn es lebte. Und das Rebelhorn draußen in der Einfahrt antwortete ihm, und drinnen auf dem Molenkopf die eiserne Glocke; dann wieder das Luthorn — und die Dampfpeise in der Ferne. Und so fuhr es fort, ein Leitfaden aus Lauten wurde zwischen dem Ufer und dem unbestimmten Grau draußen gesponnen, hin und her. Man konnte hier auf dem festen Lande deutlich spüren, wie man sich da draußen, dem Laute folgend, vorwärtstastete — das heisere Brüllen nahm langsam zu an Stärke, wich ein wenig nach Süden oder Norden, nahm aber beständig zu. Und andere Laute brachen sich Bahn, schweres Scheuern von Eisen auf Eisen, der Lärm der Schraube, wenn sie zurückschlug oder wieder auf Vorwärtsgang anprang.

Das Lotsenboot glitt langsam aus dem Nebel hervor. Es hielt sich mitten in der Einfahrt, bewegte sich besonnen dem Ufer zu und tutete unaufhörlich. Mittels des Lautes schleppte es eine unsichtbare Welt nach sich, wo Hunderte von Stimmen tief hinein murmelten in Ruhe und Klänge und schallende Tritte hinein — eine Welt, die blindlings hier ganz in der Frühe im Raume floß. Dann bildete sich ein Schatten im Nebel, wo ihn niemand erwartet hatte, und der kleine Dampfer brach hervor — ein Koloss im ersten Augenblick der Ueberraschung — und legte sich mitten in die Einfahrt.

Jetzt barst der letzte Rest der Spannung über das Ganze, jeder Mensch mußte irgend etwas unternehmen, um sich auszulösen. Sie prackten die Pferde der Bauern bei den Köpfen und drängten sie zurück, klatschten in die Hände, versuchten einen Wiß oder lachten nur lärmend und stampften auf das Pflaster. „Gute Reize?“ fragten ein Duzend Stimmen auf einmal.

„All right!“ antwortete der Kapitän munter. Und nun ist auch er ausgelöst, die Kommandorufe entrollen ihm, die Schraube läuft kochend rückwärts, Troffen fliegen durch die Luft, die Dampfwinde bewegt sich mit singendem Metallklang. Und mit der breiten Seite arbeitet sich das Schiff an das Bollwerk heran.

Auf dem Vorded zwischen Bad und Brücke, drinnen unter dem Bootsdeck und Achtern — überall wimmelt es. Es ist ein wunderbar unsinniges Gewimmel wie von Schafen, die einander auf den Rücken klettern und die Mäuler aufsperrern. „Ne, was für 'ne Ladung Vieh!“ ruft der dicke Lotse dem Kapitän zu und stampft entzündet mit seinen Holschuhstiefeln auf die Mole. Da sind Schafpelzmützen, alte Soldatenmützen, fuchsröte abgeseuerte Hüte und die kleidsamen schwarzen Kopflicher der Frauen. Die Gesichter sind so ver-

schieden beneinander wie altes, eingeschrumptes Schweineleder und junge, reisende Frucht, aber Entbehrungen und Erwartungen und eine gewisse Lebensgier leuchteten aus ihnen allen. Und die Ungewöhnlichkeit des Augenblicks zieht einen Schimmer von Dummheit über sie aus, wie sie sich da vordrängen oder übereinander hinweg klettern und mit offenen Mienen das Land anstarren, wo die Löhne so hoch sein sollen und der Branntwein so mörderlich stark.

Sie sehen die dicken, pelzgekleideten Bauern und die rotangehaufenen Vermieter.

Sie wissen nicht, was sie mit sich anfangen sollen und stehen überall im Wege. Die Matrosen jagen sie fluchend von einer Seite des Schiffes auf die andere oder werfen ihnen ohne einen Warnungsruf Lutten und Stückgüter auf die Beine. „Weg da, Sie schwed'scher Teufel!“ ruft ein Matrose, der die eisernen Lüren aufmachen soll. Der Schwede drückt sich verwirrt, aber die Hand fährt auf eigene Rechnung in die Tasche und fingert nervös an dem großen Klappmesser herum.

Die Landungsbrücke ist klar, und die drittehalb hundert Passagiere strömen vor Bord — Steinhauer, Hafenarbeiter, Dienstmädchen, männliche und weibliche Tagelöhner, Knechte, Kuhhirten, hin und wieder ein einsamer kleiner Girtenjunge und elegante Schneider, die sich von den anderen fernhalten. Da sind junge Leute, so kerzengerade und gut gebaut, wie sie die Insel hier nicht hervorbringt, und arme Teufel, so mitgenommen von Arbeit und Entbehrungen, wie das hier nie der Fall ist. Es sind auch Gesichter dazwischen, aus denen die offenkundige Bosheit herausleuchtet — und andere, die von Energie sprühen oder von großen Narben entstellte werden.

Die meisten sind in Arbeitskleidung und haben nur das mit sich, worin sie gehen und stehen, hin und wieder wohl ein Stück Gerät über dem Nacken — eine Schaufel oder eine eiserne Stange. Diejenigen, die Gepäck haben, müssen sich eine gründliche Durchsuchung vom Zollwesen gefallen lassen. — Stoffe sind so billig in Schweden. Hin und wieder muß sich ein Mädchen, das ein wenig stark ist, in den grobförnigen Scherz der Zöllner finden, so zum Beispiel die hübsche Sara aus Gimirshamn, die alle kennen. Jeden Herbst reist sie nach Hause und kommt in jedem Frühling wieder — in den gesegnetsten Umständen. „Das ist Konterbandel!“ sagen die Zöllner und zeigen mit den Fingern auf sie; sie machen jedes Jahr denselben Witz und haben sich schon darauf gefreut. Aber Sara, die sonst so hitzig und schlagfertig mit dem Mundwerk ist, starrt verschämt zu Boden — sie hat zwanzig Ellen Tuch unter die Röcke gewickelt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Hungerkünstler.

Von Hermann Heijermans.

Eines Morgens früh, als er gelb vor Hunger die Menschen durch das Knurren seines Magens fast zum Umschauen veranlaßte — so kam es ihm wenigstens vor —, stand er schon längere Zeit zu seiner eigenen Folter vor dem Schaufenster einer vornehmen Stadtküche, in dem die apartesten Delikatessen, wie Salami- und Cerebelatwürste, gefüllte Artischocken, italienischer Salat, Kal in Gelée, Jungen mayonnaise, Nothbeef, Pötelrinderbrust, Mehlkäse und was sonst noch mehr in solchen Läden ausgestellt wird, aufgestellt lagen, als ihm das Herumscharwenzeln eines Herrn mit eleganter Weste und eleganterer Uhrkette — das Blinken der massiven Kettenglieder bemerkte er zuerst in der Spiegelscheibe — aufsiel.

Wenn er sich links, nach der Seite mit den gefüllten Artischocken bewegte, pendelte der Herr ihm wie zufällig nach, wenn er sich mit dem aufständischen Drüden seines Magens der rechten Schaufensterseite mit den Forellen in Gelée, Weintrauben, gebratene Tauben und Fasanen zuwandte, wobei ihm das Wasser im Munde zusammenlief, beschrieb der Elegante die gleiche Richtung. Bemerkung — wenn man etwas auf dem Kerbholz hat, twittert man Unrat — probierte er es noch einmal, schritt hinüber nach der Ecke mit dem italienischen Salat und als er es hätte beschwören können, daß ihm die goldenen Kettenglieder wie ein bettelnder Kirchenklengelbeutel nachgeklirrt, daß der Herr sich wieder lauernd hinter ihm befand, neigte er ärgerlich den Kopf, um den Verdächtigen unter dem Schatzen seiner Augenbrauen weg, im Glanz der Schaufensterscheibe zu beobachten. Zum Teufel nochmal, was wollte der Kerl von ihm? . . . Ein Zylinder, ein hoher Stiefzogen, eine feuerrote Krawatte, eine schwarzseidene Weste mit gelben Sprengeln, ein glatt gebügeltes Hemd, das durch die Lederstrippen unter den Stiefeln noch straffer gehalten wurde,

besonders aber die Kette, schwer wie eine Handfessel, und die drei, vier dicken Ringe warfen ein Spiegelbild auf die Scheibe, moegen seine eigenen schäbigen blanken Knie und Ellenbogen und überhaupt sein ganzes Knochengeriist einem Spottgebilde gleichen. Von der Polizei konnte der nicht sein. Solche Weste, solche Kleidung trugen die von der Geheimpolizei nicht. Nein, die erkannte man schon von weitem an einem . . . gewissen Etwas. Auf jeden Fall achtgeben! Man konnte nie wissen . . . Wenn er mit ihm anbandeln sollte, irgend etwas im Sinne hätte, würde er durch die nur zwei Häuser weit entfernte Gasse ausrücken.

So ungefähr galoppierten seine Gedanken durcheinander, während das Herz ihm heftiger klopfte, als der Wagen rumorte, als der Vornehme plötzlich dicht neben ihm, mit der unberingerten Hand in einer goldgefüllten Hofentagge herumkarrte, ein Geräusch, das ihn vollkommen beruhigte. Bei Taschen voller Fünfmars- und Talerstücke war jeder Gedanke an die Polizei ausgeschlossen, aber er sagte sich doch, daß er jedenfalls auf der Hut sein müsse.

„Ich würde sehr gern mal in einer Angelegenheit mit Ihnen reden, wären Sie vielleicht . . .“

„Mit mir?“ stotterte Daniel zum Ausrücken fertig.

„Ja, mit Ihnen — und wenn Sie darauf eingingen, wäre vielleicht ein dickbelegtes Butterbrot dabei zu verdienen . . .“

Mißtrauisch blickte Daniel in ein Paar wässrige Augen mit Pupillen, wie unreife Stachelbeeren. Ein Halsuntenstreich? Ein Schurkenstückchen? Es war nicht recht daraus klug zu werden.

„Warum haben Sie mich denn dabei nötig?“ fragte er mit hohlem Gesicht, bange, sich zu verraten.

„Weil Sie einem meiner Bekannten verleiht ähnlich sehen,“ begann der Elegante erregt auseinander zu setzen. „Sehen Sie immer so hungrig aus oder haben Sie heute Ihren guten Tag?“

„Hat das Interesse für Sie?“

„Nein, aber für Sie. Wenn Sie ja sagen, können Sie fünfzig Mark Vorschuß bekommen, sobald Sie eingespart sind . . .“

Diese Andeutung war zu dunkel, als daß sie eine greifbare Vorstellung in Daniel hätte auslösen können, und näher erklärt wurde sie nicht, weil das freundschaftliche Gespräch des wohlhabenden Herrn mit solch einem Schlampampel, halb Gauner, halb Halunke, schon einige Pfastertreter zum Gassen brachte.

„Hier kann ich nicht weiter mit Ihnen verhandeln,“ sprach der Elegante, indem er ihm einen Taler zuschob: „Gehen Sie schnell voraus, nach der Destille an der Ecke; dann komme ich Ihnen sofort nach . . .“

Das war wie ein Traum. Daniel schritt dahin auf Füßen, die den Boden nicht mehr fühlten, die wie Seifenblasen die Luft durchschwebten, und hielt das Geldstück in der Hand, als ob er sich von dem darauf befindlichen Königsbildnis Abdrücke in sein Fleisch pressen müsse. Nun, wo die heftigste Nahrungsfrage von seiner Seele genommen, drängte sich ihm die Abergzeugung auf, daß doch wirklich noch Wunder geschähen, daß ein edles Herz hinter der seidnen Weste klopfte, daß seine Erdenmacht den Reichstaler aus seinen Händen zurückbekommen würde, daß er zu allen Schandtaten, Schuftereien, Viederlichkeiten, Verbrechen bereit wäre, wenn er, ganz einerlei auf welche Weise, fünfzig Mark — fünfzig! — herausdrehen könnte.

In der Destille an der Ecke, wo Kutsher und Arbeiter verkehrten, blinkte es einladend hinter den Gardinen. Dort saßen abends liebende Pärchen mit fest zusammengeschwizkten Händen, auf die Menge draußen zu glosen. Jetzt war es ungemütlich darin. Der Wirt stand in Hemdärmeln und pugte den Bierhahn. Ein Mädchen kniete mit bläulichen Armen, die bis in die Achselhöhlen entblößt, am Boden und seifte den ab. Erstaunt, daß um diese Zeit ein Besucher hereinkam — es war dort sonst nur morgens gegen sechs, mittags und abends Verkehr — blickten die Beiden von ihrer Beschäftigung auf. Und ein Grinsen wie: Jesses nochmal, was sagt man dazu? flog über das Gesicht des Mädchens, als der verlumpte Kerl, sobald er sah, mit dem Reichstaler auf den Tisch klopfte, stolz auf seinen plötzlichen Reichtum und mit den Augen an ihm kleinen Plafat: „Heute Löffelersben mit Sped“ hängend, weder Schnaps noch Bier, sondern Erbsensuppe bestellte.

„Wer verlangt das denn schon morgens um halb zehn?“ sprach unfreundlich der Wirt.

„Ich.“

„Mann, damit kann ich Ihnen jetzt nicht dienen; wir wärmen die Suppe erst gegen Mittag auf.“

„Was gibt es denn sonst noch zu pappen?“

„Nichts, hier ist keine Speisewirtschaft . . .“

„Sie sind ja sehr lebenswürdig gegen Kunden, die keinen Kredit beanspruchen,“ sprach Daniel von oben herab, wobei er das Geldstück wie einen kleinen Kreisfel drehte.

Der Wirt, dem es verdächtig vorkam, daß einer früh am Tage schon Erbsensuppe verlangte und einen Taler gerade in diesen Händen hielt, schien im Begriff, ihm eine derbe Antwort zu geben, als ihn das Erscheinen des Unbekannten mit der seidnen Weste, den Ringen, der goldenen Kette verfühnllicher stimmte.

„Morgen, Herr,“ sprach er dienernd.

„So,“ fuhr der Fremde fort, indem er sich, ohne auf die Begrüßung weiter einzugehen, einen Stuhl heranzog. „Hier können wir ungeniert miteinander reden! Was wollen Sie essen?“

„Das ist mir ganz einerlei,“ sagte Daniel matt, „ich habe seit vierundzwanzig Stunden keinen Essensgeruch unter der Nase gehabt . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Die Wiedergeburt des Monumentalen.

(Die Schwarzweiß-Ausstellung der Berliner Sezession.)

Nichts ist langweiliger als eine Ausstellung, die nur Zufälliges zeigt, nur das, was eben just für diesen Markttag fertiggestellt wurde. Was sind uns Eintagsfliegen, kurzlebige Schwärme, die uns belästigen, uns den Rhythmus der Betrachtung zerstören. Für einige Zeit mag es schließlich hingehen, nackte Leichen einsammeln zu müssen; aber schließlich, wenn das Maß erfüllt, drängt der Stoff zur Form, wollen die Ereignisse sich zur Entwicklung ordnen. Nicht, daß mythische Dünste die Wahrheit verhüllen oder verfluchen sollten; wir begehren keine Umdeutung der Wirklichkeit, aber: wir suchen das Gemeinbare in der Flucht der Erscheinungen. Wir wollen das Gesetz erkennen, die innere Logik, den strebenden Zwang im Wechsel des Täglichen. Uns gelüftet, die Architektur des Werdens zu erleben und die finsonische Einfachheit aus dem Auf und Nieder des Modischen zu erhörchen. Und eben darum, weil uns die Ausstellungen der Sezession beinahe immer auf solche Fragen nach der Tendenz des bauenden Geistes irgend welche Antwort geben, weil sie uns Zusammenhang, Reimen, Wachstum und Reifen sehen lassen, darum sind sie uns so unendlich wertvoller, als die Jahrmärkte von gestern, heute und morgen. In solchem Sinne verdient die gegenwärtig zu sehende Schwarzweiß-Ausstellung nicht nur das lebhafteste Interesse, auch die Leidenschaft aller, die den Kurvenzug der modernen Kunst von der Revolution des Naturalismus zum Gottesdienst am Menschen aufspüren möchten. Wer als Empfindsamer diese Säle durchschreitet, gewinnt das schöne Gefühl, eine Spanne des ewigen Laufes rund und voll umfangen zu haben.

Die Entwicklungsgeschichte der modernen deutschen Kunst würde in der Luft schweben, wollte man nicht klar und deutlich Frankreich, als Unterbau und Kraftzentrum hinstellen. Darum war es töricht, daß etliche Teutonen über die vielen Franzosen auf dieser Ausstellung zeterten. Im Gegenteil, die Vorführung der Reihe von Ingres, über Delacroix zu Degas war die einzige Möglichkeit zum Verständnis der Folge von Reith über Liebermann zu Hodler. — Von Ingres treffen wir eine Lithographie aus dem Jahre 1825, eine Odalisse. Die kühle Wärme und das akademische Temperament dieses Altes ist wie eine Forderung, gezogen auf Delacroix. Der gepflegten Form mußte sich das dramatische Wollen und die gestapelte Phantastie gefellen. Delacroix läßt das Blut des Rubens wieder aufrauchen. Er zeigt ein wildes Pferd, das diagonal gegen den oberen Rand des Blattes steigt; Schwarz und Hell ballen sich in Massen. Alles ist Bewegung, selbst der Stillstand. Bei Ingres ist alles Stillstand, selbst die Bewegung. Wie energisch Delacroix Licht und Schatten zu meistern weiß, wie er die beiden Gegner zusammenhebt und auseinanderreißt, dafür zeugen die Lithographien zu Goethes Faust. Sie entsprechen gar nicht der Art, wie wir uns, von Jugend an gewöhnt, Faust, Gretchen und Mephisto vorstellen; dazu sind sie viel zu operettenhaft, auch zu bewußt diabolisch. (Man denkt: Faust von Offenbach.) Aber wie Mephisto durch den Raum fliegt und unten die Silhouette der Stadt aufzuckt; wie Faustens Zimmer durch das Wirren des Lichtes seine Räumlichkeit empfängt — das ist ein Triumph des dramatisierten Lichtes und der beweglichen Massen. — Neben Delacroix will Géricault genannt sein. Wir empfinden diesen Franzosen als eine Objektivierung der Leidenschaft. Wenn er uns einen Löwen zeigt, der mit gewaltigem Tatenschlag ein Pferd nieder schlägt, so denken wir einen Augenblick an Freiligrath, um sofort zu fühlen, wieviel knapper und energischer des Franzosen Form das Leben fängt. — Doch beide, Delacroix wie Géricault, sie mahnen uns an einen früheren, an einen Nachfolger der Ribera und Zurbaran: an Goya. Der tolle Spanier lockt aus allen Lastern und Lobsüchten seiner sündhaften und fanatischen Zeit eine Feuersuppe. Mit gehegten Strichen nagelt er Idioten, gefangene Afrikaner, lebende Skelette, verzweifelte Selbstmörder auf papierne Fäden. Ihn reizt es, die Guilotine zu zeichnen, das Fallbeil und den Kopf des Mannes in der Luette. Es ist, als peitsche ihn die Welt, als nähme er an ihr mit Peitschenhieben Rache. Das Lobsüchtige bezwingt er als ein Lobsüchtiger; aber er zwingt es. Er bannt die Naserei zum Ornament aus Schwarz und Weiß. Das Gleiche tat später Daumier; er seinem vielberühmten Blatt der Richter wandelt er die Blödigkeit, das Schlammige und die Selbstgewißheit der Auren, wandelt er die Koben, die Väschen und die Barette in ein Gesell, in ein Verlöschen und Ausleuchten. Eine lyrische Melodie spielt, säuselt und zwitschert G. u. S. Ein Dichter von der Seligkeit der Weine bei Damen und Pferden. Alle Frechheiten des zweiten Kaiserreiches und der Krinoline demonstriert er mit müder Geste an hohen, gepreigten Wagenrädern, an wippenden Kaleschen und melodisch rauschelnden Pantalons. Merkwürdig genug, daß all diese stürzenden Episoden vom Rennplatz und Manöverfeld das einheitliche Maß der dekorativen Grazie nie verleugnen. Nie bleibt die Darstellung in der Karikatur stehen. In Degas reiste dann eine Erfüllung dessen, was in Gung erwachte. Die Ballettmädchen, die Degas mit sinnlichen Kräften ins Abstrakte wandelt, werden zum architektonischen Mittel, den Raum zu bauen. Wenngleich er das Weib als Fleisch

gibt, so entäußert er es doch alles Zufälligen, bereichert es zum Typus und löst mit so gereinigter Form ein kompliziertes Thema Raumfüll. Solche Klassik ist in Maurice Denis. (Auch einen Nachkömmling des Puvis könnte man ihn nennen.) Welche Mädchenkörper zeigt er in wellenden Linien; aus einem lichten Schatten tasten sie sich zur schwindenden Wirklichkeit, aus einem Nichts erblühen sie zum Schein. Wie der Staub auf Falterflügeln liegt die Farbe über ihnen, wie ein hunt verstimmernder Rebel. Der Naturalismus wurde überwunden. Denis dient nicht dem Menschen, er nimmt den Menschen sich zum Dienst. Der Mensch wird zum Material, auf dem und aus dem gespielt wird. Was an Denis stört, sind die mythischen Untertöne, ist die Kosterie eines modernisierten Katholizismus. Was an ihm wertvoll, das ist die klare Tendenz von der Wirklichkeit durch die Empfindung zur gesteigerten Leidenschaft, zur Sinfonie des Monumentalen. Jene Tendenz, die Delacroix wie einen Sturm über Ingres kommen ließ.

In Deutschland beginnt die Reihe mit Alfred Meißner. In diesen Studientöpfen sehen wir wieder die kühle Sachlichkeit der Akademie, wir spüren aber auch das Erwachen eines zur großen Form strebenden Verlangens. Es ist bereits Raum in diesen Köpfen; sie sind nicht vollgestopft mit Details. Die Stirn, die Augen, der Zug von der Nase zum Mund, alles soll sich frei bewegen können. Solche Räumlichkeit ist es, die dann in dem Werke Liebermanns sich machtvoll entfaltet. Auf dem Karton zu der Zudengasse in Amsterdam sehen wir diese Leere. Sie wurde zu einem Faktor der Rechnung, zu einem ausschlaggebenden. So hebt der Impressionismus an, über sich selbst hinauszuwachen. So steigert sich der schnell vergehende Augenblick zum verklärten Ausdruck. Es ist überaus töricht, zu glauben, daß der Impressionismus jemals sich darauf verbißen hätte, die Wirklichkeit wahllos zu kopieren. „Mit einem einzigen Pferdebein steht oder fällt mein Bild“, sagt Liebermann; so zwingt er also das Vorhandene nach dem Maßstab einer inneren Vorstellung. Dadurch eben wächst das Kunstwerk über die Natur. Solche Vereinerung läßt sich für alle aus dem Kreise der Impressionisten eindeutig feststellen. Nur auf einen der Jüngeren sei heute verwiesen, auf Brodhausen. Wie reinigt er die Natur von dem für die Bildabsicht überflüssigen Wert, wie reduziert er sie auf ein Skelett, einen Extrakt des Muskelösen und der Gelenke. An solchem ebenso verneinenden wie schöpferischen Prozeß entscheidet sich das Werturteil über das Künstlerische im Kunstwerk.

Das will besonders beachtet sein bei allen Blättern, die mehr oder weniger illustrativen Absichten dienen möchten. Es ist gewiß ein schönes Zeugnis für seine Menschlichkeit, wenn der Künstler sich an die Armen der Straße, an die Opfer der Kultur verlor. In dessen auch das soziale Motiv wird erst durch die Form zum Kunstwerk erhoben. So ergibt sich in dieser Ausstellung eine Stufenfolge der Dualität: Valuskel, der brave Registrator; Jille, der Ueberliner und Physiognomiker der Rhoditis; Käthe Kollwitz, die Prieresterin des Glends, die Prophetin des Volkssturmes. Valuskel gibt den Stoff; Jille verwandelt das Alltägliche in eine karitativ-rührende Schablone. Die Kollwitz enthüllt aus der leidenden Materie die sehnüchtige Seele; sie begnügt sich nicht mit einem Schema, sie erlebt immer wieder neu das heilige Urbild, die Gottheit in den Zertretenen.

Solcher Dienst am Menschen findet durch das, was Barlach und Hodler zeigen, seinen höchsten Ausdruck. Barlach befreit die plastischen Gewalten, die in den fleischigen Körpern der Bauern gespeichert sind. Mit einer weichen, schmiegsamen, in den Schmerz sich einsühlenden Linie schreibt er die Hieroglyphe eines zur Erde gebeugten Geschlechtes; mit kaum spürbarem Griff, mit wohlthätiger Hand löst er die Bande und läßt den Kerker der Verkommenheit sich zum Tempel des Menschlichen und Kosmischen wölben. Er zeigt die Greise, gedunsen, als bildlose Masse, taumelnd, in die Nacht hinaus schreiend, gleich hungrigen Wölfen. Er zeigt aber auch den Menschen, der sich emporreckt, die Last der Erde abschüttelt und nach den Sternen sein Verlangen schiebt. Barlach will den Menschen über sein Dasein hinaus zum Sonnenwanderer heben; Hodler läßt durch den Menschen die ewige Sinfonie der Gestirne, das Hohelied der Kraft und der Menschheit, des Mutes und der Einsicht über die Erde schallen. Hodler thematisiert den menschlichen Körper, er nutzt ihn als töndendes Material, um ihn das Pathos von Fanaren und die Gewalt von Drommeten gewinnen zu lassen. Von Michelangelo heißt es, daß der Mensch das seiner allein würdige Thema war. Das gleiche gilt für Hodler. Der Mensch ist ihm alles; aus Menschenleibern baut er eine neue, unsterbliche Welt. Er stellt Menschen in Reihen, er läßt sie sich im Takt des Morgenaufganges und der erschauenden Andacht, des aufspringenden Sturmes und des siegenden Sterbens, er läßt sie sich nach dem allumfassenden, ewig verständlichen Rhythmus des Universums bewegen. So werden diese Menschen Gesäße und Denkmale, Sprache und Musik. Ein Mädchen schreitet über die Wiege — und alle Seligkeiten des Werdens und Werdens quellen in den Raum. Ein Alter tastet sich vorüber — und die schwarzen Schatten des Unabänderlichen verhängen das Licht. Ein Holzfaller schnell empor in gewaltigem Ausholen, die Art drohend, die Muskeln zur Tat gespannt — und das Hohelied der Arbeit und der Kraft, der Jugend und der Herrschaft des Menschen stürmt und jauchzt bis zum Horizont des Unendlichen.

Robert Brenner.

(Nachdruck verboten.)

Aus der Geschichte des Schlittschuhs.

Von Karl Schilling (Berlin).

Bis tief in die nebelgraue Ferne altnordischer Götterfagenzeit läßt sich die Kunst des Schlittschuhlaufens verfolgen. Die nordische Sage schreibt ihre Erfindung den Göttern zu; kein Sterblicher durfte sie für sich in Anspruch nehmen. Der Ase Aller, der Gott des Gesanges, war es, der den Knochenturn zuerst an den Fuß legte, um über die unwegsamen Pfade, wie sie der Winter erzeugt, leicht dahineilen zu können. Aus dieser Mitteilung läßt sich zugleich auf das Alter des Schlittschuhs schließen: er war bereits der altgermanischen Welt bekannt.

Den federleichten Schlittschuh unserer Tage kannten freilich die Nordländer nicht. Das Modell des Schlittschuhs jener Zeit wurde im Schweizerlande aus einer Moorschicht zutage gefördert. Unter verschiedenen Stein- und Knochenwerkzeugen, die gelegentlich einer Nachgrabung ausgehoben wurden, fand man auch einen Schlittschuh, der aus einem Pferdeknöchel hergestellt worden war. Ungefähr 28 Zentimeter lang, ist er Knochen sowohl an den Seiten als auch unten angeschliffen, so daß eine Sohle von etwa 3 Millimeter Breite und 25 Zentimeter Länge ihre Unterlage berührt. Der Fund erregte seinerzeit berechtigtes Aufsehen. Zuerst zweifelte man wohl, es hier mit dem ersten Anfang des Schlittschuhs zu tun zu haben, da kam aus Schweden die Nachricht über einen ganz ähnlichen Fund. Der schwedische Schlittschuh zeigte nicht nur ausgeglichene Kanten, die dem Fuß Halt verliehen, sondern an der Spitze des Knöchels fand sich auch ein Loch und am entgegengesetzten Ende eine Kerbe, durch die wahrscheinlich ein Riemen gezogen wurde, der zum Befestigen diente. Solche „H“-Schlittschuhe, deren Alter man beiläufig auf 3000 Jahre schätzt, hat man auch im Spreewald bei Berlin und Spandau, in den Gegenden von Moorfeld und Finsturburg (England), wie auf der ganzen Linie von Norwegen bis Ungarn gefunden. Merkwürdig aber ist, daß die Knochen-Schlittschuhe aus der Paläolithzeit bis ins frühe Mittelalter hinein in ihrer Gestalt erhalten haben. So erzählt der Londoner Chronist Friß Stephan aus dem 13. Jahrhundert ausdrücklich, daß die Londoner Jugend „Knochen“ unter die Füße binde und mittels dieser schnell über das Eis dahingleite. Theodor Storz gibt in seiner Novelle „Auf der Universität“ eine reizvolle Schilderung des Eisbahnvergnügens wie eines kleinen Eisabenteurers und sagt dabei u. a.: „Von alt und jung auf zweien und auf einem Schlittschuh, sogar auf einem untergebundenen Kalbsknöchlein wurde die edle Kunst des Eislaufens geübt.“

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle die allmähliche Verbesserung des Schlittschuhs verfolgen zu wollen. Erwähnt sei nur, daß vor circa 500 Jahren in Holland der erste hölzerne mit einer Eisenschiene versehene Schlittschuh auftauchte. Heute wird namentlich in Amerika und Rußland in Schlittschuhen ein großer Luxus entfaltet. Schlittschuhe aus Gold und Silber sind durchaus nichts Ungewöhnliches. Viele Schlittschuhläufer, die mit dieser Extrabagage noch nicht zufrieden sind, lassen die Schlittschuhe mit kostbaren Steinen besetzen.

Die Kunst des Schlittschuhlaufens hat natürlich auch ihre eigene Literatur. Eine sachliche und technische Literatur dieses Sports beginnt aber erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Das Hauptverdienst in dieser Hinsicht gebührt Klopstock. Wie durch sein echt deutsches Lied, so gewann er auch durch sein Interesse für den Schlittschuhlauf die Herzen der Jugend. Es erließen ihr fast unversehrbar mit der Pietät für den Dichter des Messias, nicht auch dem Eislauf zu huldigen wie er. Klopstock war ein leidenschaftlicher Schlittschuhläufer, ja mehr als das, ein schwärmerischer Apostel des Eislaufes. Am liebsten pflegte er den Sport in Randscheinwäldern: „Nur ein Gehehl Wir verlassen nicht eh' den Strom, bis der Mond am Himmel sinkt!“ Die vielfachen Spöttereien über diese angeblich seinem Alter nicht angemessene Liebhaberei stärkten den Dichter nicht im geringsten. Er war von dem hohen Wert des Sports fest überzeugt und teilte die Ansicht der Pädagogen des 16. und 17. Jahrhunderts nicht, die eine entschiedene Abneigung gegen das Schlittschuhlaufen besaßen, da es ihnen zu wild und gefährlich dünkte. Selbst seine Poesie stellte Klopstock in den Dienst des geliebten Sportes, so u. a. in den herrlichen Oden „Der Eislauf“ (1764) und „Die Kunst Riatts“ (1767), wie auch in den „Winterfreuden“. In dem zuletzt genannten Gedicht bedauert der Dreiundsechzigjährige schmerzlich, nunmehr dem Krystall der Flüsse Ede sagen zu müssen.

Auch Goethe wurde durch solche Motive bewegt, noch als Mann die Kunst des Schlittschuhlaufens zu erlernen. Er sagt über diese Episode seines Lebens u. a.: „Bei eintretendem Winter tat sich eine neue Welt vor uns auf, indem ich mich zum Schlittschuhlaufen, das ich vorher nicht versucht hatte, rasch entschloß. Diese neue frohe Tätigkeit waren wir Klopstock schuldig, seiner Begeisterung für diese glückliche Bewegung. Ich erinnere mich ganz genau, daß an einem heiteren Frühorgon ich, aus dem Bette springend, mir verschiedene Stellen aus Klopstocks Oden zurief. Mein zaudernd, schwankender Entschluß war sogleich bestimmt, und ich flog stracklings dem Orte zu, wo ein so ofter Anfänger mit einiger Schicklichkeit seine ersten Uebungen vornehmen kann.“ Nicht

nur den Tag verbrachte Goethe mit seinen Genossen auf dem Eise, sondern bis in die Nacht wurde diese herrliche Bewegung fortgesetzt und zu Ehren Klopstocks diese oder jene Eislauf-Ode in dellamatorischem Halbgesange rezitiert. „Wenn wir uns im Dämmerlicht zusammensanden,“ fährt Goethe fort, „erscholl das ungeheucheliche Lob des StifTERS unserer Freuden. Solchen Dank verdient sich ein Mann, der irgendein irdisches Tun durch geistige Anregung zu veredeln und würdig zu verbreiten weiß.“ Auch Goethe hat den Eislauf verherrlicht, und wenn er mit Klopstock zusammentraf, unterhielt sich die beiden Dichter nicht über Poesie und Kunst, sondern schwärmten vom Eislauf.

Seitdem die Fertigkeit im Eislauf, die bis dahin als ein Snabenspiel angesehen wurde, solche Protektoren gefunden hatte, war sie gewissermaßen courfähig geworden, und von diesem Zeitabschnitt an folgen bis zur Gegenwart nicht nur Aufsätze und Abhandlungen, sondern auch Werke über diesen Sport, wie zahlreiche Fachzeitschriften in seinen Dienst treten. Medizinische Autoritäten wie solche auf dem Gebiet des Turnwesens weisen auf den gesundheitlichen Wert dieser Leibesübung hin, und zahlreiche Jugendschriften besprechen und empfehlen die Ausübung dieses Sports.

Wie die Holländer die ersten Schlittschuhe mit Eisenschiemen bauten, so haben sie auch die ersten stählernen Schlittschuhe fabriziert und waren auch die ersten, die den Eislauf zu einer Kunst gestalteten — sie schlugen nämlich die ersten Bogen. Im allgemeinen gehört der Schlittschuhlauf im Lande der Kanäle zu den Notwendigkeiten des Lebens. Oft bildet dort das Eis wochenlang den einzigen Verkehrsweg — genau wie in unserem Spreewald. Da muß denn Alt und Jung, Groß und Klein, Männlein und Weiblein die Kunst des Eislaufes wohl verstehen. Daher kommt es auch, daß man in jenen Gegenden sein Augenmerk auf schnelles Laufen richtet. In Holland gibt es seit langem Schnellwettkäufe auf Schlittschuhen. Zu diesem Wettstreit treten die Männer in Svosater und Knieschößen an und die Frauen in Röcken, die in ihrem Schnitt den Balletteusenkleidern einigermaßen ähneln. Von Holland aus verbreitete sich der Sport nach England. Allerdings wurde er dort schon zur Zeit der Königin Elisabeth gepflegt. Der englische Chronist John Nott († 1605) schreibt nämlich: „Sobald der große Stumpf, der sich bis Moorfield an der nördlichen Mauer der City erstreckt, gefroren ist, gehen die jungen Leute der großen Gesellschaft hinaus, um sich dort zu belustigen. Sie nehmen einen Anlauf, drehen den Körper nach der Seite, spreizen die Beine und schleifen so ein gutes Stück Weges fort. Andere nehmen einen Eisblock von der Größe eines Rühlsteines und benutzen ihn als Sitz; einige spannen sich vorne an, indem sie einander die Hand reichen, und ziehen so den Schlitten vorwärts. Einige fallen zwar wieder, indem sie mit den Füßen ausgleiten, andere aber, die mit dem Eise vertrauter sind, besetzen sich an den Schuhen Knoden von Tieren, halten mit Eisen beschlagene Stöcke in der Hand, welche sie von Zeit zu Zeit in das Eis stoßen, und gleiten so schnell dahin.“ Auch berichtet der Chronist von Eispielen und bösen Fäßen. Den Stahlschuh scheint England zur Zeit Karls des Zweiten kennen gelernt zu haben, denn 1662 wird seiner zum erstenmal Erwähnung getan.

Wie sehr die Engländer den Eisport lieben, beweist die Tatsache, daß man dort weite Reisen unternimmt, um ihm huldigen zu können. In Berlin fand das Vergnügen am Schlittschuhlauf erst im 18. Jahrhundert allgemeine Aufnahme, und zwar nur als Herrenbelustigung. Das Verdienst, diesen gesundheitsfördernden Sport auch in Berliner Damenkreisen eingeführt zu haben, gebührt der Opernsängerin Henriette Sontag, die in den zwanziger Jahren am Neuen Königstädter Theater engagiert war und bald zur Hof- und Kammerfängerin ernannt wurde. Auch der Geigekönig Joachim war ein eifriger Schlittschuhläufer, obschon er es zur Vollendung dieser Kunst nicht gebracht hat. Während seines Aufenthalts in Hannover soll ihm auf der Eisbahn sogar eine drohliche Geschichte passiert sein. Beim Anknallen der Schlittschuhe fragte er den Helfer, wie er sich zu verhalten habe. „O, es ist ganz leicht, Herr Konzertmeister!“ — Joachim war in Hannover eine populäre Persönlichkeit — „Sie mühten det eene Been herut und denn det ander, un denn lofet Sei!“ Gesagt, getan. Aber nur ein Schritt und der Herr Konzertmeister sah auf dem Eise. „Ja, ja, Herr Konzertmeister, et is ganz leicht, aber so leicht wie det Beigelinspielen is et denn doch nicht!“

Wie schon erwähnt, machten sich auch Pädagogen und Volkserzieher um die Pflege des Sports verdient. In der Erziehungsanstalt des Schweizer Fellenberg zu Hofstorf wurde er mit Eifer gepflegt. Guts-Muths schrieb eine warme und liebevolle Lobrede auf den Eislauf, und auch Zahn tat das Seine für die Einbürgerung des Sports. So eroberte er sich immer weitere Kreise. Zur höchsten Entwicklung aber kam er in Amerika, dem wir nicht nur die heutige Form des Schlittschuhs, sondern auch den Kunstlauf verdanken. Mitte der sechziger Jahre produzierte sich in Europa der nordamerikanische Eiskünstler Haines. Seine Leistungen waren staunenerregend. An sie knüpfte sich eine vollkommene Reorganisation des Sports in Europa. Heute herrscht, wenn der Winter seine Drüden über die Gewässer geschlagen hat, in der Schweiz, in Deutschland, in Oesterreich und Holland, in England, Scandinavien und Rußland, kurz überall reger Schlittschuhsport.